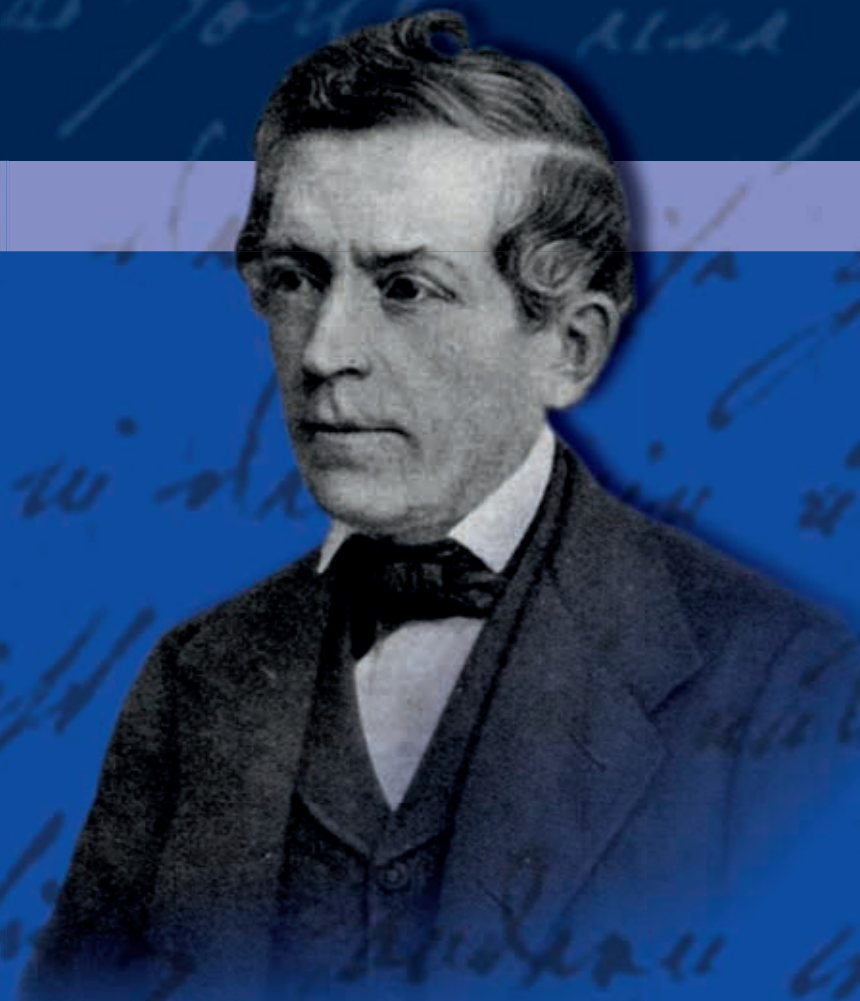


BARBARA POTTHAST

VOLKER HENNING DRECOLL (Hg.)

# David Friedrich Strauß als Schriftsteller



Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg



BEIHEFTE ZUM *Euphorion*  
Zeitschrift für Literaturgeschichte  
Heft 100

Herausgegeben von  
Wolfgang Adam





BARBARA POTTHAST

VOLKER HENNING DRECOLL (Hg.)

# David Friedrich Strauß als Schriftsteller

Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der  
Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung  
für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein

Stadt Ludwigsburg



Péter Horváth Stiftung



Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart e.V.



Vereinigung von Freunden  
der Universität Stuttgart

UMSCHLAGBILD

David Friedrich Strauß in: Die Gartenlaube, 4/1908, Seite 83  
(Rudolf Krauß: David Friedrich Strauß/  
zu seinem hundertsten Geburtstage)

ISBN 978-3-8253-6802-9

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede  
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2018 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg  
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Klaus Brecht GmbH, Heidelberg  
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:  
[www.winter-verlag.de](http://www.winter-verlag.de)

# Inhalt

Einleitung . . . . .	7
ULRICH GAIER David Friedrich Strauß als »künstlerischer Wissenschaftler« . . . . .	13
LARS LAMBRECHT David Friedrich Strauß: Seine Fraktionen der Hegel-Schule, seine Charakterisierung Schleiermachers und das »lange 19. Jahrhundert« . . . . .	39
MARTIN HUNDT David Friedrich Strauß – Linkshegelianer lebenslanglich . . . . .	55
HANS-OTTO BINDER David Friedrich Strauß und die »Geniepromotion« . . . . .	71
UDO KÖSTER Literarische Voraussetzungen, Kontexte und Nachwirkungen des <i>Leben Jesu</i> im Vormärz . . . . .	87
ULRICH KÖPF David Friedrich Strauß: <i>Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet</i> als wissenschaftliche Prosa . . . . .	115
LUTZ-HENNING PIETSCH Vor der Wende zur Biographik: David Friedrich Strauß' Charakteristik <i>Schleiermacher und Daub</i> (1839) im gattungsgeschichtlichen Kontext . . . . .	133
REINHOLD RIEGER David Friedrich Strauß: <i>Die christliche Glaubenslehre</i> (1840/41) als Debüt eines Schriftstellers . . . . .	145
STEFAN GERBER Die »Romantiker« auf den Thronen. David Friedrich Strauß und die deutsche Monarchenkritik im 19. und 20. Jahrhundert . . . . .	165
BARBARA POTTHAST Mensch und Dichter jeweils in zwei Stücke gebrochen. Zu David Friedrich Strauß' <i>Schubart's Leben in seinen Briefen</i> (1848/49) . . . . .	197

NORBERT WASZEK	
David Friedrich Strauß im Revolutionsjahr 1848. Eine Lektüre seiner <i>Sechs theologisch-politischen Volksreden</i> . . . . .	211
HORST THOMÉ	
<i>Der alte und der neue Glaube</i> als Weltanschauungsliteratur . . . . .	253
OLAF BRIESE	
<i>Der alte und der neue Glaube</i> und die Bürger-Mentalitäten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts . . . . .	273
PETER HASUBEK	
Eine ›Autobiographie‹ des Biographen? David Friedrich Strauß' <i>Literarische Denkwürdigkeiten</i> . . . . .	295
GÜNTER HÄNTZSCHEL	
»Spiegelungen meines Schicksals«. Zur Lyrik von David Friedrich Strauß . . . . .	313
CORNELIA RÉMI	
»Das aber vergißt die Theologie unserer Zeit nur gar zu gern.« David Friedrich Strauß liest Hermann Samuel Reimarus und streitet mit Heinrich Ewald . . . . .	329
FRANCESCA IANNELLI	
Die kontroverse Freundschaft zwischen David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer . . . . .	359
STEFAN KNÖDLER	
David Friedrich Strauß und die Geister des Justinus Kerner . . . . .	397
BERND FÜLLNER	
Heinrich Heines und David Friedrich Strauß' Streitschriften gegen Wolfgang Menzel. Zur Strategie literarisch-philosophischer Fehden im Vormärz . . . . .	415
SIKANDER SINGH	
»So verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen«. Über Gottfried Keller und David Friedrich Strauß . . . . .	431
PETER HASUBEK	
›Bücherschlacht‹ – eine nicht ganz erfreuliche Begegnung zwischen Immermann und David Friedrich Strauß . . . . .	443
Beiträger . . . . .	457

## Einleitung

Im 19. Jahrhundert war David Friedrich Strauß (1808–1874) eine Berühmtheit; europaweit bewegten und erregten seine Texte die Intellektuellen wie das einfache Volk. Heute wird sein Name nur noch in Theologenkreisen genannt. Dabei gingen die Zeitgenossen davon aus, »daß der Schritt, welchen nicht nur die Theologie, sondern der Geist überhaupt durch Strauß getan hat, von universell historischer Bedeutung sei«,<sup>1</sup> wie Friedrich Theodor Vischer schrieb. Strauß' Verschwinden aus der Geistesgeschichte ist bedenkenswert, zumal sich sein umfangreiches Werk nicht nur theologischen, sondern vor allem historisch-politischen und literarischen Themen widmet.

Strauß verfasste zahlreiche historische Biographien – über Voltaire, Hutten, Klopstock, Reimarus, Frischlin, Julian Apostata und den schwäbischen Aufklärer Schubart. Auch diejenige theologische Schrift, mit der der 27-jährige Tübinger Repetent 1835 schlagartig berühmt wird, ist mit einigem Recht als historische Biographie zu betrachten: *Das Leben Jesu*, Strauß' erstes Buch, führt zum Ausschluss des jungen Theologen aus dem Kirchendienst und verhindert, dass sein Autor jemals wieder ein akademisches Amt erhält. Karl Gutzkow beschreibt das Buch als Waffe der vormärzlichen Freiheitsbewegung; *Das Leben Jesu* habe einen Sturm der Entrüstung erregt – »nicht nur in der theologischen, sondern in der ganzen gebildeten Welt. [...] [D]as Buch wurde darum verschlungen und zum Sauerteig für Deutschlands geistige Gährungen.«<sup>2</sup> Doch nicht nur für den Liberalismus des Vormärz, auf den Gutzkow hier anspielt, auch für die linkshegelianische Bewegung ist *Das Leben Jesu* ein machtvoller Impuls. Seit dem Erscheinen der Studie bis in die frühen 40er Jahre ist Strauß durch gemeinsame Arbeiten eng mit den *Hallischen Jahrbüchern* und ihren Machern verbunden.

In *Das Leben Jesu* unterscheidet Strauß unter dem Eindruck Hegels zwischen Glauben und Wissen, zwischen einer vorwissenschaftlichen Vorstellung, die er »Mythos« nennt, und dem Begriff. Die Evangelien beinhalten für Strauß eine mythische Wahrheit, die es zu überwinden gilt; sein Ziel ist das begrifflich-vernünftige Verständnis der Figur Jesu Christi. Mit der 4. Auflage

<sup>1</sup> Friedrich Theodor Vischer: *Dr. Strauß und die Württemberger*, in: ders.: *Kritische Gänge*, hg. von Robert Vischer, Bd. 1, 2. Aufl., Leipzig 1914, S. 1–106, hier: S. 55.

<sup>2</sup> Karl Gutzkow: *Rückblicke auf mein Leben*, hg. von Peter Hasubek, Münster 2006 (Gutzkows Werke und Briefe, 2), S. 162.



von *Das Leben Jesu* (1840) vollzieht er, von Darwin und weiteren neuen Forschungen zur Naturgeschichte beeindruckt, die Abwendung von Hegel und unterwirft das christliche Dogma einer konsequenten Historisierung, um ihm damit für die Gegenwart seine Berechtigung abzusprechen. Strauß will nachweisen, dass die Geschichte des christlichen Glaubens vom Vernunft- und Freiheitsprinzip bestimmt wird – politischer und theologischer Liberalismus stellen für den Theologen, der 1848 im Auftrag seiner Heimatstadt Ludwigsburg als Paulskirchen-Abgeordneter kandidieren wird, keine Gegensätze dar.

Ein Bestseller und bürgerliches Hausbuch wird das 1872 veröffentlichte, unter dem Eindruck des soeben gegründeten Reiches geschriebene Buch *Der alte und der neue Glaube*. Hier entwirft Strauß eine neue christliche Dogmatik, die mit dem Selbstbild des Bürgertums der Bismarck-Ära, den modernen Naturwissenschaften, der klassischen Dichtung und Musik konvergiert. Friedrich Nietzsche verhöhnt das Buch und seinen Autor in der ersten *Unzeitgemäßen Betrachtung* (1873) als bürgerliche Ideologie und setzt der Strauß'schen Religionskritik eine radikale Absage an jede Form von religiösem Bewusstsein entgegen. Auch wenn Strauß – wie die meisten deutschen Intellektuellen seiner Epoche – seine vormärzlichen Ideen gegen Ende des 19. Jahrhunderts revidiert, bleibt die uneingeschränkte Freiheit des Geistes sein Ideal; zeitlebens steht sein Denken in der Tradition von Aufklärung und Reformation. Dass seine Werke, die in den 30er Jahren auf den gewaltsamen Widerstand restaurativer Kräfte treffen, in den 70er Jahren erneut im Verdacht stehen, »unzeitgemäss« zu sein, ist ein Beweis für die epochentypische Fortschrittsdynamik im Denken, die nicht zuletzt durch die Strauß'schen Schriften angetrieben wird.

Lebenslang reflektiert Strauß darüber, was Fortschritt bedeuten könnte; was er über sein *Das Leben Jesu* sagt – nämlich eine Art Katalysator für Fortschritt zu sein – trifft für viele seine Werke zu:

Ich bezeuge ihm [dem *Leben Jesu*. B. P.] ferner, daß es nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet worden ist, und daß, wenn es jetzt wenig mehr gelesen wird, dieß daher kommt, daß es von der Zeitbildung aufgesogen, in alle Adern der heutigen Wissenschaft eingedrungen ist. Ich bezeuge ihm endlich, daß die ganzen fünfundzwanzig Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre.<sup>3</sup>

Strauß versteht den Modernisierungsprozess seiner Epoche als einen zutiefst widersprüchlichen Vorgang. In einem Brief an den Freund Ernst Rapp nimmt er eine Reise des Jahres 1841 zum Anlass für folgende Überlegungen:

<sup>3</sup> David Friedrich Strauß: *Gespräche von Ulrich von Hutten*, Bd. 3, Leipzig 1860, S. LVI (»Vorrede«).

Des andern Morgens auf der Eisenbahn nach Mannheim. [...] Bedeutender Eindruck dieses modernen Wunderwerkes, träumerisches Bewußtsein während solchen zauberhaften Fliegens. Keinerlei Furcht, sondern Gefühl innigster Verwandtschaft des eigenen Princip mit dergleichen Erfindungen. Hierauf per Dampfschiff nach Mainz. – Der Widerspruch stellte sich mir heraus, daß wir oder wenigstens ich, an das moderne Princip, dem wir mit dem Denken und auch mit dem Empfinden angehören, doch in der Unmittelbarkeit des Seins und Benehmens noch nicht heranwollen, sondern da im alten eingewachsen sind. Diese Abstraktion, dieses Fortgerissenwerden des Individuums von einer allgemeinen Macht, wie es bei jenen ungeheuren Reisemaschinen stattfindet, ist ganz dasselbe Princip, was wir in der Wissenschaft vertreten, aber in solcher Verwirklichung ist es uns widrig, wir ertragen diese Passivität, dieses bloße Zusehen, dieses Befafßtsein unter der abstrakten Kategorie des Passagiers [...] nicht.<sup>4</sup>

Auf dieser Eisenbahn- und Dampfschiffreise wird Strauß der Widerspruch um dasjenige, was er »das moderne Princip« nennt, sinnfällig: Im Denken und Empfinden sei er selbst ganz im Einklang mit dem technischen Fortschritt der Zeit und mit seiner Dynamik, aber »in der Unmittelbarkeit des Seins« noch »im alten eingewachsen«. Zeitgenosse einer vom Fortschritt bestimmten Epoche zu sein bedeutet für Strauß träumerisches Fliegen und Fortgerissen-Werden zugleich. In der Wissenschaft aber sei das Fortschrittsprinzip gefährlich, so Strauß in diesem Brief, weil seine Dynamik das Individuum in seine Gewalt nähme und fortreiße. Schon in seinem ersten Jahr als Repetent hat Strauß diesen Gedanken: »ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, nur solche halsbrechende Arbeit ist«,<sup>5</sup> schreibt er dem Freund Märklin 1832. Träumerisches Fliegen und Fortgerissen-Werden zugleich erzeugt einen sprunghaften Rhythmus, den man auch in den zahlreichen Revisionen und Rück-Revisionen von Strauß' Schriften wahrnehmen kann – in der Haltung zum Dogma und zur Revolution, in der Auffassung von Jesus und in der Verpflichtung gegenüber Hegel, aber auch in Strauß' ständigen Ortswechseln und der Unentschiedenheit zwischen Amt und Berufslosigkeit. Lebenslang sucht und erprobt Strauß das richtige Tempo für den geistigen Fortschritt; in der ersten seiner *Sechs theologisch-politischen Volksreden*, die er am 17. April 1848 in Ludwigsburg hält, sagt er: »Zurückbleiben ist schlimm; doch über das Ziel hinauschießen, taugt auch nichts. [...] Vorwärts rennen, wenn alle

<sup>4</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 24. Mai 1841, in: [ders.:] *Ausgewählte Briefe*, hg. von Eduard Zeller, Bonn 1895, S. 102–104 (Nr. 87), hier: S. 103.

<sup>5</sup> David Friedrich Strauß an Christian Märklin, 6. Februar 1832, ebd., S. 12–15 (Nr. 5), hier: S. 15.

Schranken gefallen sind, das kann am Ende jeder; aber Maß halten, das ist die Kunst [...].«<sup>6</sup>

Dass der menschliche Geist sich nicht so frei und schnell bewegen kann oder darf wie die neuen Maschinen, hat Strauß früh erfahren, als er in *Das Leben Jesu* die Evangelien als authentische Quellen in Zweifel zog und ihnen mythische Wahrhaftigkeit zuschrieb. Ex post kann man sagen, dass *Das Leben Jesu* zu *schnell* erschienen ist – Ulrich Köpf formuliert treffend, Strauß sei »in genialischer, aber unvorsichtiger Weise vorgeprescht«<sup>7</sup> – und *schnell* entstehen auch eine erregte Debatte sowie eine eigene kontroverse Literatur um das Skandalbuch. Dennoch arbeitet Strauß – im Sinne seines lebenslangen Ideals von Fortschritt – weiter an der Befreiung des intellektuellen Denkens von Dogmen und Normen. Dabei wechselt er die Fortschritts- und Bewegungsprinzipien: von Hegelianismus und Protestantismus zu Evolutionstheorie und Kunstreligion. Auch das Selbstbild des »künstlerischen Wissenschaftlers«<sup>8</sup> kann als Ausdruck eines in Bewegung gekommenen Gattungs- und Wissenssystems verstanden werden; Strauß nimmt sich in seinen Biographien die Freiheit, Wissenschaftlichkeit und künstlerische Darstellung zu einem Ganzen zu verbinden; er überschreitet dabei die Grenzen zum Nekrolog, zur Textedition, zum politischen Traktat. Mit allen seinen Schriften arbeitet er an einer modernen Weltanschauung, an der Anpassung der Glaubenslehre an moderne rationale Denkformen, an der Auflösung von Widersprüchen zwischen Tradition und Fortschritt. Wilhelm Dilthey bemerkt über ihn: »er war ein großer Stilist, ein klassischer Schriftsteller, er hat die Sprache beherrscht wie wenige Deutsche unseres Jahrhunderts.«<sup>9</sup>

Gegen Ende des Jahrhunderts wird Strauß von der epochalen Fortschrittsdynamik, der er dienen will und der er angehört, eingeholt. Seine optimistische Vorstellung von Fortschritt und moderner bürgerlicher Weltanschauung wird bereits zu diesem Zeitpunkt als überlebt wahrgenommen; Nietzsche spricht hämisch und unter dem Eindruck von Imperialismus und Militarismus darüber: »neu und modern ist [...] für das dürftige Schreiber-Gehirn

<sup>6</sup> David Friedrich Strauß: *Sechs theologisch-politische Volksreden*, Stuttgart/Tübingen 1848, S. 13 f.

<sup>7</sup> Ulrich Köpf: *Der kritische evangelische Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874)*, in: *Theologische Revue* 104 (2008), S. 444–454, hier: S. 454.

<sup>8</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 24. Februar 1849, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 4), S. 238–241 (Nr. 226), hier: S. 239.

<sup>9</sup> Wilhelm Dilthey: *Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Aus »Westermanns Monatsheften«: Literaturbriefe. Berichte zur Kunstgeschichte. Verstreute Rezensionen 1867–1884*, 2. Aufl., Göttingen 1988 (Gesammelte Schriften, 17), S. 113 (13. Literaturbrief [1877]).

identisch, und nun quält es sich, von der Eisenbahn, dem Telegraphen, der Dampfmaschine, der Börse seine Gleichnisse abzuziehen und fühlt sich stolz darin, dass diese Bilder neu sein müssen, weil sie modern sind«. <sup>10</sup> Strauß' Ruhm als Schriftsteller schwindet am Ende des Jahrhunderts, nicht aber seine Bedeutung für die Liberalisierung des Denkens – mit Wirkungen bis weit ins 20. Jahrhundert.

Der vorliegende Band will die Bedeutung des Schriftstellers David Friedrich Strauß für die moderne Geistesgeschichte herausarbeiten; seine Beiträge sind Literaturwissenschaftler, Sozial- und Wissenschaftshistoriker, Philosophen und Theologen. Erstmals werden Strauß' Schriften hier in ihrer thematischen Breite und Vielfalt wahrgenommen und auf ihre Wirkung hin befragt. Die vorliegenden Beiträge entwickelten sich aus einer Tagung der Universitäten Stuttgart und Tübingen, die im November 2011 im Evangelischen Stift in Tübingen stattfand. Unser Dank gilt den Geldgebern dieses Bandes, der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften, der Péter Horváth Stiftung, der Stadt Ludwigsburg und der Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart sowie Jonathan Hörger-Jebe für die erste Textredaktion.

Stuttgart und Tübingen im Herbst 2017

Barbara Potthast und  
Volker Henning Dreccoll

<sup>10</sup> Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemässe Betrachtungen. Erstes Stück: David Strauss. Der Bekenner und der Schriftsteller*, in: ders.: *Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemässe Betrachtungen I–III (1872–1874)*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/New York 1972 (Kritische Gesamtausgabe, 3.1), S. 153–238, hier: S. 219.



ULRICH GAIER

## David Friedrich Strauß als »künstlerischer Wissenschaftler«

Mit zwei Provokationen hat sich auseinanderzusetzen, wer erstens David Friedrich Strauß nicht als Theologen betrachtet, sondern als »künstlerische[n] Wissenschaftler«,<sup>1</sup> als »wissenschaftlich-künstlerische[n] Maulesel«<sup>2</sup> – so bezeichnete er sich selbst. Auch mit seinem Namen eines Vogels, der nicht fliegen kann, spielte er.<sup>3</sup> Die zweite Provokation ist der wütende Angriff eines »literarische[n] Gassenjunge[n]«<sup>4</sup> namens Nietzsche nicht ganz zwei Monate vor Strauß' Tod,<sup>5</sup> der den Kranken zwar nicht, wie Nietzsche befürchtete, ins Grab stieß, aber die letzten Wochen des schwer Leidenden verdüsterte.

### Selbstanalyse

Unermüdlich ist Strauß' in der »Klage« über »das Zweiseitige, Unzusammenhängende [s]einer geistigen Begabung«,<sup>6</sup> der Wissenschaftlichkeit auf der einen, des künstlerischen Formsinns und der sprachlichen Meisterschaft auf der anderen Seite. Wäre er früher auf die Geschichte als wissenschaftliches Arbeitsfeld gekommen, »so hätte [er] da etwas leisten können«, wie seine Biographien erweisen, aber sie sind ihm nur der »biographische[] Zipfel« der Geschichtswissenschaft,<sup>7</sup> die ihm gestattet hätte, sein Darstellungstalent voll

<sup>1</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 24. Februar 1849, in: [ders.:] *Ausgewählte Briefe*, hg. von Eduard Zeller, Bonn 1895, S. 238–241 (Nr. 226), hier: S. 239.

<sup>2</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 18. Dezember 1847, ebd., S. 200 f. (Nr. 192), hier: S. 201.

<sup>3</sup> Vgl. David Friedrich Strauß: *Literarische Denkwürdigkeiten*, in: ders.: *Gesammelte Schriften. Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt*, hg. von Eduard Zeller, 12 Bde., Bonn 1876–1878, Bd. 1, S. 1–80, hier: S. 8.

<sup>4</sup> Ebd., S. 63.

<sup>5</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 19. Dezember 1873, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 570 (Nr. 598).

<sup>6</sup> Strauß: *Literarische Denkwürdigkeiten* (s. Anm. 2), S. 60.

<sup>7</sup> Ebd., S. 61.

einzubringen. Mommsens *Römische Geschichte* allerdings erschien Strauß »incohärent«, im zweiten Teil fühlte er sich vollends »durch den Mangel an Styl – im engern und im höhern Sinn, ich meine im letzteren den Mangel an Ruhe und Würde der Darstellung und oft der Betrachtung selbst – zurückgestoßen«.<sup>8</sup> Nun war aber der 1808 in Ludwigsburg Geborene durch die Internate der württembergischen Theologenausbildung gewandert, hatte in Blau-beuren der berühmten »Geniepromotion« mit Friedrich Theodor Vischer, Christian Märklin, Wilhelm Zimmermann unter dem dann an die Universität Tübingen versetzten Lehrer Ferdinand Christian Baur angehört, der seine Schüler mit nach Tübingen nahm und sie in die streng wissenschaftlich ver-fahrende Theologie einführte, worunter sie lebenslänglich zu leiden hatten.

Strauß zum Beispiel hatte nach dem Eintritt ins Evangelische Stift 1825 zunächst eine Phase des Supranaturalismus, der in Tübingen schon seit Höl-derlins und Hegels Zeiten gepflegten theologischen Richtung, die angesichts einer durch den Sündenfall verfinsterten Vernunft den fraglosen Glauben an die christlichen Lehren forderte. Auch die Mystik Jakob Böhmes und die Theosophie Oetingers<sup>9</sup> nahm er wahr und ließ sich sogar von den Geister-lehren des hochverehrten und geliebten Justinus Kerner beeindrucken. Schleier-machers Werk *Der christliche Glaube* brachte Strauß jedoch auf den Weg des kritischen und historischen Bibelstudiums, mit dem er sich in die Tradition der von Lessing herausgegebenen *Fragmente* des Hermann Samuel Reimarus stellte. Dieser hatte – etwa in der Schrift *Vom Zwecke Jesu und seiner Jün-ger* – nachzuweisen gesucht, dass mit dem Auftreten Jesu zunächst ein politi-scher, gegen die römischen Besatzer gerichteter Plan verbunden war, nach dessen Scheitern die Jünger erst Christus als Sohn Gottes, seine Wunder, die Erlösungstat des Kreuzestodes, die Auferstehung, die Lehre vom Jüngsten Gericht und von der Unsterblichkeit erfunden hätten. Angeleitet von Baur, der allerdings vorsichtiger zu Werke ging und sich, als seine Gelehrtenruhe be-droht war, auch von Strauß distanzierte, schrieb dieser sein Buch *Das Leben Jesu. Kritisch bearbeitet*, das 1835 erschien und sofort einen Sturm der Em-pörung entfachte. Es traf auf ein ohnehin durch das Junge Deutschland, durch Heine, Anastasius Grüns *Spaziergänge eines Wiener Poeten* (1831), durch Theodor Mundts Roman *Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen* (1835) und insbesondere durch Karl Gutzkows vielleicht direkt zur Stützung Strauß' geschriebenen Roman *Wally, die Zweiflerin* (1835) aufgeheiztes christliches Publikum, auf Verfechter der politisch-klerikalen Restauration. Dem Hegelia-

<sup>8</sup> David Friedrich Strauß an Eduard Zeller, 27. Juli 1857, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 369 f. (Nr. 351), hier: S. 370.

<sup>9</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Christian Käferle, 18. November 1842, ebd., S. 141 f. (Nr. 127), hier: S. 142.

ner Strauß schien schon 1843, acht Jahre nach dem *Leben Jesu*, sein Hauptwerk in der Geschichte des Geistes getan:

Ich thue nichts, weil ich nichts mehr zu thun habe. Mein Pensum ist absolvirt, die Geschichte braucht mich nicht mehr; und wenn dieß zu wissen einerseits demüthigend ist, so bin ich doch stolz darauf, daß ich's wenigstens weiß, was nicht Allen, die im gleichen Falle sich befinden, gegeben ist.<sup>10</sup>

Im gleichen Sinne einer objektiven Geschichte des Geistes, die einen Einzelnen ergreift und wie eine Marionette tanzen lässt, schreibt er 58jährig, dem 25jährigen Ich von damals fremd geworden:

Es war, kann man sagen, ein inspirirtes Buch; d. h. der Verfasser hatte den mächtigsten Entwicklungstrieb der damaligen theologischen Wissenschaft in sich aufgenommen, und aus diesem Triebe ging das Buch hervor. Es fehlte viel – dazu war er auch noch viel zu jung, er war 26 Jahre alt, als er an die Arbeit zum Leben Jesu ging – viel fehlte, sage ich, daß er schon ein allseitig gelehrter Theologe gewesen wäre; aber bei dem jugendlichen Umblick in seiner Wissenschaft hatte er mit dem Instinkt der Menschen, die bestimmt sind, ihre Gattung um einen Schritt vorwärts zu bringen, sich gerade den Punkt gemerkt, auf den es damals ankam, diesen in sein Innerstes aufgenommen, und ihm da Wärme und Nahrung gegeben, sich zum neuen wissenschaftlichen Lebenskeime zu befruchten.<sup>11</sup>

Glücklich war dieses Werkzeug des Weltgeistes nicht über die hehre Auserwählung: »Daß das Werk nicht bloß ein bedeutendes, sondern ein epochemachendes war, zeigte sich zunächst darin, daß es seinen Verfasser Amt und akademische Karriere kostete.«<sup>12</sup> Noch hatte Strauß nicht den zweiten Band veröffentlicht, da wurde er, gerade promoviert und Repetent im Stift geworden, sogleich wieder entlassen. Versuche, eine Professur in Zürich zu erhalten, schlugen fehl; nie wieder probierte er danach, in eine akademische Laufbahn zu kommen. Er konnte sich dies wegen des väterlichen Erbes leisten,<sup>13</sup> war aber des steten Wanderlebens zwischen Bonn, Heidelberg, Darmstadt, München, Heilbronn und Ludwigsburg endlich so müde, dass er 59jährig dem gerade pensionierten Freund Ernst Rapp schrieb:

<sup>10</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 23. Juli 1843, ebd., S. 152 f. (Nr. 142), hier: S. 153.

<sup>11</sup> Strauß: *Literarische Denkwürdigkeiten* (s. Anm. 3), S. 4.

<sup>12</sup> Ebd., S. 5.

<sup>13</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 20. Juni 1852, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 303 f. (Nr. 278), hier: S. 304.



Das Leben der unsteten Wohnungslosigkeit, wie ich so eben an eine neue Station gekommen bin, trittst Du nun auch an. Aber während ich desselben so satt bin, daß ich mich um den geringsten Dienst, der mir doch festen Wohnsitz gäbe, melden möchte, hast Du jene Situation gewünscht und gesucht.<sup>14</sup>

Dass bei den vielen Ortswechseln nicht nur familiäre Rücksicht auf den kranken Bruder oder die Unterbringung der zwei Kinder aus seiner gescheiterten Ehe im Spiel waren, sondern auch die oft zu spürende gesellschaftliche Ächtung wegen seiner Angriffe auf den Kirchenglauben, spürte sogar der erwähnte Freund Rapp, den Strauß in dessen Pfarre 1858 in Untermünkheim bei Schwäbisch Hall besucht hatte. Nicht nur bekam dieser wegen des Ketzerbesuchs ernsthafte Schwierigkeiten mit seinem Prälaten und musste später eine Versetzung hinnehmen, sondern die aufgewiegelten Bauern streuten aus, Strauß sei »per Gensdarm forttransportirt worden; der Gensdarm aber war – Vischer mit seinem Bart«. <sup>15</sup> Der Philosoph Friedrich Theodor Vischer, Freund beider, war ebenfalls zu Besuch gekommen und reiste mit Strauß zusammen ab. Strauß jedoch durfte den Pfarrer von Untermünkheim nie mehr besuchen, um ihn nicht noch mehr zu gefährden. Kein Wunder, dass er zwischendurch die Theologie als »Unglücksfach« bezeichnete, auf das er weniger durch das Buch als vielmehr durch jahrelange Querelen mit Angriffen und Verteidigungsschriften seine »beste Kraft« verwendet habe. <sup>16</sup> Die Nutzlosigkeit seiner Gegenwehr brachte ihn zur Erkenntnis, die Theologie sei es »nicht werth, daß wir uns [...] aus der Welt [...] herausarbeiten«, <sup>17</sup> und zu der fast existenzbedrohenden Einsicht, sich selbst den Ast abgesägt zu haben, auf dem er saß. Er formulierte das dem ihn zur Tätigkeit aufrufenden Vischer gegenüber so:

Du meinst, ich sollte auch wieder etwas Anderes thun, als lesen, und die Art, wie Du diese Forderung motivirst, ist lustig und pikant. Nur solltest Du nicht verkennen, daß meine jetzige Unproductivität doch keineswegs bloß Folge subjectiver Verstimmung, sondern zugleich einer recht objectiven Schwierigkeit ist. Gewiß gestehst Du der Abgeschnittenheit meiner Natur zu, daß mein Feld nicht das unbestimmte des Litteraten überhaupt sein kann, sondern ich war berufen, zwar von allgemeinen, von philosophischen Gesichtspunkten aus und in allgemein genießbarer ästhetischer Form – aber doch ein bestimmtes

<sup>14</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 27. September 1867, ebd., S. 496 (Nr. 495).

<sup>15</sup> David Friedrich Strauß an Eduard Zeller, 11. Januar 1859, ebd., S. 400 f. (Nr. 384), hier: S. 401.

<sup>16</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 20. Juni 1852, ebd., S. 303 f. (Nr. 278), hier: S. 304.

<sup>17</sup> David Friedrich Strauß an Eduard Zeller, 12. März 1851, ebd., S. 274 (Nr. 256).

Fach zu bebauen. Daß dies gerade die Theologie wurde, war ein Unglück, da mir diese unter den Händen zerging. Denn abgesehen von der Frage, ob in der Theologie jetzt überhaupt noch etwas zu machen ist, so ist sie für mich wenigstens nicht mehr vorhanden.<sup>18</sup>

Die Kirche erschien ihm als »Selbstbelügnungsanstalt«<sup>19</sup> wegen des von ihr verlangten Wunderglaubens; Luther, dessen Biographie er einmal zu schreiben erwog, war ihm als Mensch, Bekenner und Befreier ehrwürdig,

aber Eines ist, was mich innerlichst von ihm scheidet, was mir, klar vorgestellt, jeden Gedanken einer biographischen Arbeit über ihn unmöglich macht. Ein Mann, bei dem Alles von dem Bewußtsein ausgeht, daß er und alle Menschen für sich grundverdorben, der ewigen Verdammniß verfallen wären, aus der sie nur durch das Blut Christi und ihren Glauben an dessen Kraft erlöst werden können – ein Mann, dessen Kern dieses Bewußtsein bildet, ist mir so fremd, so unverständlich, daß ich ihn nie zum Helden einer biographischen Darstellung wählen könnte. Was ich auch sonst an ihm bewundern und lieben möchte: dieses sein innerstes Bewußtsein ist mir so abscheulich, daß von Sympathie zwischen mir und ihm, wie sie zwischen dem Biographen und seinem Helden unerläßlich ist, niemals die Rede sein könnte.<sup>20</sup>

Dennoch war Strauß in der Theologie »nicht Alles [...] gleichgültig«.<sup>21</sup> Nach einem Gastspiel im Württembergischen Landtag befasste er sich mit »Vorarbeiten zu einer Kritik der christlichen Moral«<sup>22</sup> und kam, obwohl er, in seinen Worten, »das Hegel'sche System als solches [...] nur wie einen wackligen Zahn im Munde [hatte], auf den ich nicht mehr so wie Du [Vischer. U. G.] das Herz hätte zu beißen«,<sup>23</sup> trotzdem mit der Geschichtsphilosophie Hegels zur Auffassung von der historischen Notwendigkeit des Christentums »in moralischer Absicht«:

<sup>18</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 13. Oktober 1850, ebd., S. 261–264 (Nr. 247), hier: 262 f.

<sup>19</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 30. November/1. Dezember 1849, ebd., S. 251 f. (Nr. 237), hier: S. 251.

<sup>20</sup> Strauß: *Literarische Denkwürdigkeiten* (s. Anm. 3), S. 41.

<sup>21</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 20. Dezember 1838, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 73 f. (Nr. 55), hier: S. 74.

<sup>22</sup> David Friedrich Strauß an Eduard Zeller, 13. März 1849, ebd., S. 241 f. (Nr. 227), hier: S. 241.

<sup>23</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 3. Juni 1846, ebd., S. 176–179 (Nr. 169), hier: S. 177.

Ich glaube so viel jedenfalls beweisen zu können, daß aus dem Sumpf des faulenden Heidenthums ohne dasselbe nicht herauszukommen war. Noch viel sicherer scheint mir das zu stehen, daß, wer auf die jetzige Zeit wirken will, nämlich aufbauend, nicht bloß zerstörend, wenigstens den einen Fuß auf dem Boden des Christenthums behalten muß. Man muß vorerst mit Preisgebung des Historisch-Wunderbaren und damit des Dogmatischen, das Wesentliche seines sittlichen Gehalts festhalten, in der Hoffnung, daß, was darin noch unrein ist, sich eben mit Entfernung des Mirakulösen vollends läutern werde.<sup>24</sup>

Damit erscheint auch die eigene Leistung der »schärfsten negativen Kritik des Mirakelapparats« nicht mehr als Destruktion, sondern »als eine *restitutio in integrum* eines entstellten hohen Menschenbildes«,<sup>25</sup> als die Rettung des großen Sittenlehrers Jesus, des Begründers einer gültigen Ethik, während die messianische Funktion des Christentums geschichtlich notwendig war, aber überholt ist. In diesem Sinne anerkennt er Ludwig Feuerbachs These in *Das Wesen des Christentums* (1841), der angeblich nach Gottes Ebenbild geschaffene Mensch schaffe vielmehr umgekehrt das Göttliche nach seinem Bild, als »die Wahrheit für diese Zeit«. <sup>26</sup> Aber Strauß behielt im Gegensatz zu Feuerbachs radikal anthropologischer Position wie einst Herder die Auffassung von Jesus als Sittenlehrer der Menschheit bei, denn wenn er mit Vischer behauptete, »was für den Frommen aus dem Glauben, das ergebe sich für uns aus dem Wesen des Menschen als Pflicht«, so komme er beim Wort genommen »in keine kleine Verlegenheit, da dieser Zusammenhang für uns doch weit mehr erst im Gefühl und Instinct als im klaren Denken vorhanden ist«. <sup>27</sup> Seine Erkundigungen »in der neuern anthropologisch-moralischen Litteratur«<sup>28</sup> fanden hier keine befriedigende Antwort, da auch Feuerbach sich erst in diesen 60er Jahren der Ethik zuwandte und die Fragmente erst nach seinem Tod 1872 aus dem Nachlass herausgegeben wurden. So blieb, da das Wesen des Menschen aus Feuerbachs Satz »Der Mensch ist, was er ißt«<sup>29</sup> nur gefühlsmäßig in eine Ethik transformier-

<sup>24</sup> David Friedrich Strauß an Wilhelm Strauß, Gründonnerstag 1861, ebd., S. 429 f. (Nr. 418), hier: S. 430.

<sup>25</sup> David Friedrich Strauß an Christian Käferle, 15. Juni 1862, ebd., S. 441 f. (Nr. 433), hier: S. 442.

<sup>26</sup> David Friedrich Strauß an Christian Märklin, 22. Juli 1846, ebd., S. 182–184 (Nr. 171), S. 184.

<sup>27</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 18. Juli 1863, ebd., S. 465 f. (Nr. 456), hier: S. 465.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Ludwig Feuerbach: *Das Geheimnis des Opfers oder Der Mensch ist, was er ißt*,

bar schien, Jesus als Sittenlehrer der hohe vorbildliche Mensch für Strauß. In groben Zügen ist dies auch die Position, die er in seinem letzten Buch *Der alte und der neue Glaube* (1872)<sup>30</sup> einnahm:

Eine Art General-Glaubensbekenntniß – religiös, philosophisch, politisch etc., selbst ein musikalisches Kapitelchen kommt darin vor [...]. So vertreibt man sich die Zeit, bis man aus ihr vertrieben wird.<sup>31</sup>

Das ist das Werk, gegen das sich der erwähnte Angriff Nietzsches richtet. Nun zweifelt Strauß schon 1837, zwei Jahre nach Erscheinen des *Leben Jesu*, an seiner wissenschaftlichen Berufung:

Zu einem eigentlichen Gelehrten bin ich nicht gemacht, ich bin zuviel von der Stimmung abhängig, habe zu viel mit mir selbst zu schaffen. Auch war an meinen bisherigen Arbeiten immer die Form das Beste, was ins Gebiet der Kunst einschlägt. Andererseits aber gehört es zu meinen klarsten und wohlworbeneren Einsichten, daß ich zur Kunst als solcher noch weit weniger begabt bin vermöge des Übergewichts der Reflexion über die Phantasie. Es ist aber vielleicht nur ein verirrter Lebenstrieb, was mir als Neigung zum ästhetischen Fach vorkommt und mich der Wissenschaft im Herzen abtrünnig macht.<sup>32</sup>

Zwei Jahre später, im Jahr 1838, mitten in der Zeit der Streit- und Verteidigungsschriften, bittet er den Freund Rapp, sein »Streben nach dem Leben hin« endlich anzuerkennen, ihn nicht zum »Abstractum« zu machen oder »als einen recht steifen, hölzernen Oelgötzen« auf ein Postament zu stellen:

Lieber Rapp, es ist die allerirrigste Vorstellung, die Du Dir von mir machen kannst, wenn Du Dir mich als eine Gelehrtennatur vorstellst. Das bin ich auch in meiner wissenschaftlichen Zeit nicht gewesen. Dazu habe ich, wie Du weißt, mit Stimmungen, Empfindungen etc. zu viel zu schaffen, nicht Objektivität, Abstraction von mir selbst, Versenkungsfähigkeit in die Gegenständlichkeit genug; ich habe auch das Wissenschaftliche, was ich gearbeitet habe, immer aus Leidenschaft gearbeitet und ohne Leidenschaft, Besessensein,

in: ders.: *Kleinere Schriften IV (1851–1866)*, Berlin (Ost) 1972 (Gesammelte Werke, 11), S. 26–52.

<sup>30</sup> David Friedrich Strauß: *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß*, Leipzig 1872.

<sup>31</sup> David Friedrich Strauß an Christian Käferle, 27. Dezember 1871, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 532 f. (Nr. 545), hier: S. 533.

<sup>32</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 7. Mai 1837, ebd., S. 34–37 (Nr. 20), hier: S. 36.

kann ich gar nichts. Von dieser Seite bin ich ein Poët, in der That, aber bin ich dies noch weniger, als ein Gelehrter, weil mir dazu die Productivität der Phantasie und die schöpferische Kraft durchaus fehlen.<sup>33</sup>

Wohl schreibt er Gedichte – der Freund Eduard Zeller, den Strauß übrigens für einen wirklichen Gelehrten und im Vergleich zu ihm sich selbst für einen »wissenschaftlichen Lump« hielt,<sup>34</sup> gab ein *Poetisches Gedenkbuch* mit Gedichten aus dem Nachlass heraus.<sup>35</sup> Doch selten gelingt Strauß, was er einmal von seinem Freund sagt: »Mörrike nimmt nur eine Hand voll Erde, drückt sie ein wenig, und alsbald fliegt ein Vögelchen davon.«<sup>36</sup> Auch in seine Gedichte, etwa zur Taufe der Zwillinge, die seine Tochter Georgine nach ihren drei Kindern noch geboren hatte, dringt, ironisch zwar, die theologische Position hinein:

Zur Zwillingstaufe

Eben in dem hellen Saale  
Steht der Pfarrer dort am Tischchen,  
Spendet aus geweihter Schale  
Wasser unsern lieben Fischchen

Und indeß die Brüder denken  
Ob der ungewohnten Sache,  
Will's die kleine Schwester kränken,  
Was man mit dem Püppchen mache.

Ruhig, Kinder und bescheiden!  
Doch, geht's euch so nah', so wißt denn:  
Aus den beiden kleinen Heiden  
Macht man jetzt zwei kleine Christen.

Auch ein Name wird gegeben  
Sorgsam jeglichem der Wichte;  
Nicht als bloße Zahlen leben  
Sollen sie in der Geschichte.

<sup>33</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 5. April 1838, ebd., S. 60–62 (Nr. 45), hier: S. 61.

<sup>34</sup> David Friedrich Strauß an Eduard Zeller, 7. Dezember 1872, ebd., S. 541 f. (Nr. 556), hier: S. 541; Strauß: *Literarische Denkwürdigkeiten* (s. Anm. 3), S. 7.

<sup>35</sup> David Friedrich Strauß: *Poetisches Gedenkbuch. Gedichte aus dem Nachlasse*, hg. von Eduard Zeller, Bonn 1877 (Gesammelte Schriften [s. Anm. 3], 12).

<sup>36</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 15. März 1838, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 54–58 (Nr. 42), hier: S. 55.

Weiter an den guten Schafen  
 Wird man wenig unterscheiden:  
 Werden trinken, schreien, schlafen,  
 So als Christen, wie als Heiden.<sup>37</sup>

Strauß schrieb auch ein Drama, ebenfalls erst aus dem Nachlass herausgegeben.<sup>38</sup> Einige seiner kleineren Werke haben besondere literarische Gattungsmuster, so die *Sechs theologisch-politischen Volksreden* aus dem Wahlkampf von 1848 die rhetorische Form, die *Deutschen Gespräche* von 1862 den Dialog, die Schrift *Krieg und Friede* von 1870 die Form des offenen Briefs an Ernest Renan mit dessen Antwort auf Strauß' ersten Brief.<sup>39</sup> Poetische Werke wie sie der langjährige Freund Friedrich Theodor Vischer mit seinen Komödien *Nicht I a* und *Faust. Dritter Teil*, seinem Roman *Auch Einer* sowie seinem satirischen Heldengedicht *Der deutsche Krieg 1870–71. Aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer* schrieb, gab Strauß nicht heraus. Auch seinem poetischen Talent traute er nichts Ganzes zu:

Das Stück von einem Poeten, das in mir war, ließ sich nicht hinauswerfen, um so weniger, als es in der That die Grundlage bildete, worauf mein ganzer geistiger Organismus aufgebaut war. Es ist spaßhaft, aber ich kann diesen nicht anschaulicher machen, als wenn ich von meinem Namen ausgehe, der hier in der That ein omen ist. Das mir gleichnamige Thier ist ein Vogel, aber kann nicht fliegen; statt der Flügel hat es nur Stummeln, aber diese beflügeln seinen Lauf. So kann ich nicht dichten; aber ich habe nichts, weder Großes noch Kleines, geschrieben, wobei der Poet in mir nicht zu Statten gekommen wäre. Gewiß war er mir ebenso auch hinderlich; ohne ihn wäre ich sicher ein größerer Gelehrter geworden: aber ein geringerer Schriftsteller geblieben, und so wollen wir uns nehmen wie wir sind.<sup>40</sup>

Was ihm fehle, schreibt er oft, sei die Phantasie: »Ich bin ein Künstler, freilich von Gottes Ungnaden, der mir wohl Kunsttrieb und Formsinn, aber die Phantasie nicht gab, jene Formen voll zu gießen. So nehme ich den Inhalt aus der

<sup>37</sup> Strauß: *Poetisches Gedenkbuch* (s. Anm. 35), S. 214.

<sup>38</sup> David Friedrich Strauß: *Zauberei und Spengler. Ein unbekanntes Schauspiel*, in: Gotthold Müller: *Identität und Immanenz. Zur Genese der Theologie von David Friedrich Strauß. Eine theologie- und philosophiegeschichtliche Studie. Mit einem bibliographischen Anhang zur Apokatastasis-Frage*, Zürich 1968 (Basler Studien zur historischen und systematischen Theologie, 10), S. 279–320.

<sup>39</sup> David Friedrich Strauß: *Sechs theologisch-politische Volksreden. Deutsche Gespräche. Krieg und Friede. Zwei Briefe an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf den ersten*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 1 (s. Anm. 3), S. 237–272; 273–296; 297–341.

<sup>40</sup> Strauß: *Literarische Denkwürdigkeiten* (s. Anm. 3), S. 8 f.

Wissenschaft.«<sup>41</sup> Mehrfach fragt er die Freunde, ob sie ihm nicht einen Stoff zu poetischer Behandlung wüssten.<sup>42</sup> »Erfinden kann ich wenig, aber ordnen, gruppieren und darstellen wohl.«<sup>43</sup> Prosaschreiben habe er durch Gedichtemachen gelernt,<sup>44</sup> und dem Vater habe er das Talent zur logisch-rhetorischen Darstellung zu verdanken.<sup>45</sup> Wenn er einen Roman schreiben sollte, so müsste es »ein solcher sein, der alles Interesse in der Fabel, der Verwicklung etc. hätte, ich müsste mich gleichsam zwingen, alles Abstrakte, Tendenzmäßige zu vermeiden und mich an concrete Darstellung zu gewöhnen.«<sup>46</sup> Der hier gebrauchte Begriff der Tendenz kennzeichnet die philosophisch-politisch engagierte Literatur des Jungen Deutschland, bei der oft in eine verhältnismäßig dürftige Handlung lange, lehrhafte, oberflächlich als Gespräch oder eingeschobener Brief verkleidete Passagen eingefügt sind, mit denen der Autor die Gesellschaft verändern will. »Immermanns Sachen«, also etwa *Die Epigonen* oder *Münchhausen*, seien »unangenehm«, weil er versuche, »mehr Geist in die Sachen hineinzustopfen, als in die Form gehen will.«<sup>47</sup> So sei Vischers Vorschlag eines Reiseromans »trefflich; ja vielleicht die Normalidee für einen Zeitroman«, taugte aber nicht für Strauß: »Die lose Form einer Reise würde einen von abstrakter Beschäftigung herkommenden, und dessen Natur überdieß mehr abstrakt als poetisch ist, nothwendig verführen, so zu schreiben, daß man an seinem Roman alle Tendenzrippen zählen könnte.«<sup>48</sup>

Wenn Strauß hier seine Natur als »mehr abstrakt«, an anderen Stellen eher künstlerisch sieht, wenn er seinen Mangel an Phantasie und frischem, lebens-

<sup>41</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 7. Juli 1848, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 215 (Nr. 206).

<sup>42</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 4. Januar 1842, ebd., S. 117 f. (Nr. 104), hier: S. 118; vgl. David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 11. Januar 1842, ebd., S. 119 f. (Nr. 105), hier: S. 120; vgl. David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 9. Dezember 1842, ebd., S. 143 f. (Nr. 129), hier: S. 144.

<sup>43</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 4. Januar 1842 (s. Anm. 42), S. 118.

<sup>44</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 3. Februar 1842, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 121 f. (Nr. 108), hier: S. 121.

<sup>45</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 10. April 1841, ebd., S. 100 f. (Nr. 84), hier: S. 101.

<sup>46</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 11. Januar 1842 (s. Anm. 42), S. 119.

<sup>47</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 4. Januar 1842 (s. Anm. 42), S. 118.

<sup>48</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 11. Januar 1842 (s. Anm. 46), S. 119.

lustigen Humor auf seine Reflexionszerfressenheit,<sup>49</sup> seine Unfähigkeit zum Gelehrten-dasein mit den Erfordernissen der »Objektivität, Abstraction von mir selbst, Versenkungsfähigkeit in die Gegenständlichkeit« auf seine Abhängigkeit von »Stimmungen, Empfindungen etc.«<sup>50</sup> zurückführt, so bezeichnet das bei aller Anstrengung der Selbstanalyse eine tiefe Unsicherheit. Gerade auch in der Wissenschaft braucht er die Stimmung, die Besessenheit durch irgendeinen Dämon,<sup>51</sup> darf er seine »dogmatischen Eier keinen Tag unbebrütet lassen«, damit die Stimmung nicht erkaltet,<sup>52</sup> kann er sein *Leben Jesu* nicht überarbeiten, weil die Stimmung nicht mehr kommt. Lieber will er es ganz neu schreiben, nicht nur der Anlage, sondern auch des Bezugs auf das allgemeine Publikum wegen, »um den Theologen in den Rücken zu fallen«.<sup>53</sup> Dann aber ist er wieder unzufrieden über seinen Fehler, dass er dabei, »indem [er sich] an's Volk wandte, doch, wenn auch nur über die Achsel, zugleich nach den Theologen hinzblicken und zu reden«, nicht unterlassen kann.<sup>54</sup> So blockiert nicht nur der Wissenschaftler den Künstler, der Künstler den Gelehrten, sondern auch der Theoretiker den populären Schriftsteller, der auf unmittelbare Wirksamkeit Bedachte den Wissenschaftler. »Kulturmißgeburt« nennt er sich, weil er nicht wie sein Freund Kuno Fischer frei reden kann, sondern seine Rede aufschreiben, auswendig lernen und erst dann aufsagen muss.<sup>55</sup>

Strauß analysiert seine Situation eines im Grunde unfruchtbaren wissenschaftlich-künstlerischen Maulesels,<sup>56</sup> eines in Wissenschaft und Kunst von Stimmungen abhängigen Dilettanten noch weiter. Weder Wissenschaft noch Kunst ist es, was seiner Produktivität zugleich im Weg steht, denn, wie schon zitiert: »ich bin zu viel von der Stimmung abhängig, habe zu viel mit mir selbst zu schaffen. [...] Es ist daher vielleicht nur ein verirrter Lebenstrieb,

<sup>49</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Christian Märklin, 21. Dezember 1841, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 116 f. (Nr. 103), hier: S. 116.

<sup>50</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 5. April 1838, ebd., S. 60–62 (Nr. 45), hier: S. 61.

<sup>51</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 7. Februar 1838, ebd., S. 51 (Nr. 38).

<sup>52</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 23. Januar 1841, ebd., S. 97 f. (Nr. 80), hier: S. 97.

<sup>53</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 2. Dezember 1860, ebd., S. 422 (Nr. 410).

<sup>54</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 22. November 1865, ebd., S. 476 f. (Nr. 470), hier: S. 476.

<sup>55</sup> David Friedrich Strauß an Kuno Fischer, 8. November 1860, ebd., S. 420 f. (Nr. 409), hier: S. 421.

<sup>56</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 18. Dezember 1847 (s. Anm. 2), S. 201; vgl. David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 24. Februar 1849 (s. Anm. 1), S. 240.



was mir als Neigung zum ästhetischen Fach vorkommt und mich der Wissenschaft im Herzen abtrünnig macht.«<sup>57</sup> In der Tat ist es auch viel mehr als die Formkunst, was ihn nach der Materialsammlung für ein Werk ergreift:

Der rechte Spaß geht für mich erst an, wenn es an die Verarbeitung, die Gestaltung des Stoffes geht. Da, wenn ich fühle, wie der Lehm in meinen Händen sich erweicht, wie er bereitwillig, ja gewissermaßen von selbst die Formen annimmt, die meine Finger ihm geben wollen, da fühle ich mich im Genusse meines Talents, und das ist auch gewiß mein eigenthümlichstes Talent. Zunächst erscheint dieß als etwas bloß Formelles, als das, was man Darstellungsgabe nennt, aber es ist mehr. [...] Es ist ein Durchdringen des Gegenstandes in seinem Innern, ein Schmelzen und Flüssigmachen desselben in der erhöhten geistigen Temperatur, das ihn in den Stand setzt, sich in der ihm immanenten, in seinem Wesen liegenden Form zu crystallisiren. Eben diese erhöhte Temperatur aber, und durch die den Silberblick des Gegenstandes, hervorzubringen, ist bei mir – daß ich so sage – die reine Vernunft nicht im Stande, sondern es gehört etwas aus dem Temperament, dem Blut dazu, es ist Sache der Stimmung, der Phantasie, der Intuition.<sup>58</sup>

Deshalb rühmt er den »rechten Spaß«, »das reine, den Geist entfesselnde Spiel in der Kunst«,<sup>59</sup> das schon Kant in der *Kritik der Urteilkraft* als »Lust« am sich merkbar machenden »Lebensgefühl« (§ 1) beschreibt, ein Spiel, das den »Geist« als »das belebende Prinzip im Gemüte« (§ 49)<sup>60</sup> in Freiheit, Schwung und selbsterhaltende Tätigkeit setzt. Die Stimmung, die Strauß braucht, ist die Zusammenstimmung aller unserer Erkenntnisvermögen, die Kant als »den letzten durch das Intelligibele unserer Natur gegebenen Zweck« bezeichnet (§ 57).<sup>61</sup> Strauß klagt »über den schmerzhaften Grundton [s]eines Lebens, den gänzlichen Mangel an Lebenslust«,<sup>62</sup> die ihm nur in der produktiven Tätigkeit gegeben ist:

Und warum denn verstimmt? Fragst Du. Ich frage wieder: Was ist denn überhaupt Verstimmung und antworte: Lebensstockung. Und das Leben ist am Ende – wenigstens bei einem Menschen, der sich, wie ich, auf nichts Ge-

<sup>57</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 7. Mai 1837 (s. Anm. 32), S. 36.

<sup>58</sup> Strauß: *Literarische Denkwürdigkeiten* (s. Anm. 3), S. 7.

<sup>59</sup> David Friedrich Strauß an Eduard Zeller, 8. Januar 1863, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 452 (Nr. 443).

<sup>60</sup> Immanuel Kant: *Kritik der Urteilkraft*, hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M. 1977 (Werkausgabe, 10), S. 115 und S. 249.

<sup>61</sup> Ebd., S. 286.

<sup>62</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 10. April 1841 (s. Anm. 45), S. 101.

scheidtes versteht – Tätigkeit. Ich bin noch in keiner neuen drin. Das ist der Punkt.<sup>63</sup>

Er sehnt sich nach dem Ideal des 18. Jahrhunderts, dem »ganzen Menschen«, das als einer der letzten Schiller in seiner Bürger-Rezension und in den Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* formuliert hatte, und stellt deshalb, im Gegensatz zu Vischers System, die Kunst über die Philosophie:

Warum? Weil das Zusammenwirken bewußtloser, instinktiver Kräfte mit und im reinen Dienste der bewußten, vernünftigen mehr ist als das Wirken der letztern für sich. Ich halte das Schillersche Wort für unwidersprochen, daß der Philosoph immer nur ein halber, nur der Dichter der ganze Mensch sei.<sup>64</sup>

Auch bei den von ihm behandelten Gegenständen sucht er von der Begrenzung einer wissenschaftlichen Abhandlung wegzukommen und einen möglichst umfassenden Zugang von allen disziplinären Seiten zu ihnen zu eröffnen; wir werden anhand seiner Hutten-Biographie Näheres besprechen.

Zunächst jedoch soll ein »wissenschaftlich-künstlerischer Maulesel« der an gänzlichem Mangel von Lebenslust leidet, versuchsweise in den Kontext seiner Zeit gestellt werden. Strauß meint zwar, sein Leiden an »Hypochondrie und Lebensüberdruß«<sup>65</sup> aus familiären Umständen individualpsychologisch und -physiologisch herleiten zu müssen;<sup>66</sup> die Symptome sind aber Symptome seiner Zeit, in der sich nach der napoleonischen Ära die Restauration mit der bedrückenden biedermeierlichen Einengung der Gesellschaft, mit Zensur, Verfolgung demokratischer und überhaupt neuer Ideen erstickend über das europäische Geistesleben legt, in der die disziplinäre Abschottung und Diskursbildung in den einzelnen Wissenschaften jeden Blick aufs Ganze verbaut, in der die Industrialisierung die ständische und wirtschaftliche Trennung von den mächtigen und wohlhabenden Eliten immer breiter aufreißt und den Oberen den Blick auf die Unteren und ihre Bedürfnisse verstellt. Eine in jeder Hinsicht zerrissene Zeit also, welche die am Individuum Strauß beobachteten und von ihm individuell analysierten Symptome in vielen erzeugt. Zur Illustration sei hier ein Abschnitt aus Wolfgang Preisendanz' Buch über Heine eingefügt:

<sup>63</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 9. November 1857, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 373 (Nr. 356).

<sup>64</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 3. Juni 1846, ebd., S. 176–179 (Nr. 169), hier: S. 179.

<sup>65</sup> David Friedrich Strauß an Christian Märklin, Osterdienstag 1838, ebd., S. 62–65 (Nr. 46), hier: S. 64.

<sup>66</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 10. April 1841 (s. Anm. 45), S. 101.

Heines dichterische Existenz markiert eine ungeheure Bruchstelle, die durch die ganze erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts klaffte. Aufgetan hatte sich der Bruch zwischen Geist und Wirklichkeit, zwischen Idee und Alltag, zwischen Tradition und Zukunftserwartungen. Die Grundlagen des religiösen, geistigen und gesellschaftlichen Lebens brachen ein; aber der Strom der Großen Revolution, der diesen Boden ins Wanken gebracht hatte, war untergründig geworden; versickert drängte er, das Alte immer weiter unterspülend, Entscheidungen und Resultaten zu, die erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts und noch später sichtbar werden sollten. Die große Zeit schien auf St. Helena zu Ende zu sein, das Neue, das sie gebären sollte, blieb ungewiß und dunkel; die kleine, banale, geschichtslose Gegenwart aber ließ jene geistige Not entstehen, die bei Byron als Weltschmerz, bei Stendhal als Ennui gefaßt wird, die in Gogols Romantitel »Tote Seelen« gegenwärtig ist. Hier reiht sich Heine ein, wenn sich ihm die Erfahrung jenes Bruches in die Formel von der Zerrissenheit verdichtet. Die Zerrissenen, so nannten sich Intellektuelle und Literaten, die die Einheit der Existenz aufgespalten fühlten durch den Bruch der Epoche, und für Heine vor allem wird dieses Wort geeignet, die Grunderfahrung des Daseins deutlich zu machen: »Ach teurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, beklage lieber, daß die Welt mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige aber ging der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen andern hoch begnadigt und des Dichtermärtyrertums würdig geachtet haben.«<sup>67</sup>

Als »wissenschaftlich-künstlerischer Maulesel« fühlt auch Strauß seine Existenz »aufgespalten durch den Bruch der Epoche«. Das von Karl Kraus in seinem Aufsatz *Heine und die Folgen* angesprochene Ausgeliefert-Sein und Sich-Ausliefern an die Launen und die schiere Faktizität des individuellen Subjekts erscheint ebenfalls in Strauß' Abhängigkeit von seiner Stimmung und seiner Suche nach der Droge der produktiven Tätigkeit, die ihn in Stimmung und die ihm Spaß bringt. Wenn er sagt: »Freilich scheint es auch ein Gesetz meiner Natur zu sein, wodurch sie sich im Gleichgewicht erhält, daß ich allemal nach einer wissenschaftlichen Arbeit etwas mehr Ästhetisches

<sup>67</sup> Wolfgang Preisendanz: *Heinrich Heine. Werkstrukturen und Epochenbezüge*, München 1973, S. 12 f. Vgl. Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*, Bd. 1: *Allgemeine Voraussetzungen, Richtungen, Darstellungsmittel*, Stuttgart 1971, S. 12 f.

machen muß. An welchen wunderlichen Fäden hängen wir!«,<sup>68</sup> dann bestätigt er die unerklärliche, aber bestimmende Faktizität seines stimmungssüchtigen Individuums. Er sieht sich daran hängen wie die anmutig bewegte Puppe in Kleists *Marionettentheater*. Auch Heine sucht in historischen Arbeiten wie *Die romantische Schule* oder *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* wie Strauß die Verbindung des künstlerischen Wissenschaftlers, ist in manchen Aufsätzen polemisch wie Strauß in seinen Streit- und Verteidigungsschriften. Strauß stimmt Heine gegen die Vertreter der angegriffenen Schwäbischen Schule, gegen Ruge und Vischer, immer zu und verteidigt Heines für viele verstörende Ironie. An Vischer schreibt er:

Ich kann Heine nicht so erlogen und perfid finden wie Du. Der deutschthümlichen Sentimentalität gegenüber scheint mir seine Frivolität ungleich wahrer, historisch berechtigter. Es ist ganz richtig, daß er eigentlich dasjenige ist, was Hegel unter dem Namen der Ironie verfolgt: ich finde aber die Art, wie er sich über die ironisch verflüchtigten Interessen der Liebe etc. stellt, weit unschuldiger, präntionsloser, weit mehr *bonhomme* und Epicuräismus darin, als bei den Romantikern. Ich halte den Heine im Grund für einen guten Kerl, vergleiche ihn in Vielem mit seinem Vetter Gans sel., und verzeihe ihm von hier aus auch seine Eitelkeit eher als einem Pathetiker wie Herwegh. Überdieß glaube ich, daß ihm von geistig-sittlichen Interessen das politisch-liberale wirklich ernst ist.<sup>69</sup>

Keinesfalls will ich den Lyriker Strauß mit dem Lyriker Heine gleichstellen, aber sicher hatte Strauß Heine bei seinen satirischen Versen im Ohr, und wenn Strauß sein Hass-Liebe-Verhältnis zu seiner Frau, der Sängerin Agnese Schebest, darstellt, meint man Heine im *Buch der Lieder* zu hören. Diese Zerrissenheit der Gefühle, der Tendenzen, die Lebensstockung durch den Selbstwiderspruch der Antriebe, das Ausgeliefertsein an die Faktizität der Subjektivität oder der äußeren Verhältnisse, gilt ja für viele Zeitgenossen, sogar für Mörike. Er legt es etwa im *Schatz* oder im *Maler Nolten* auf die von Vischer verständnislos getadelte Doppelbegründung an, wo eine Schicht des Wunderbaren konsequent durchgeführt und ebenso konsequent durch eine Schicht kausal psychologischer Begründung unterlegt ist, wo die Fee *Bris-carlatina* zugleich *febris scarlatina*, also Scharlachfieber ist, wo die immer schicksalhaft auftauchende Zigeunerin Elisabeth zugleich ein psychiatrischer Fall ist. Diese Doppelbegründung lässt den Leser mit dem ungeklärten Ereignis, der bloßen Faktizität und Undurchdringlichkeit der Personen und Ver-

<sup>68</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 11. April 1842, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 129 f. (Nr. 115), hier: S. 130.

<sup>69</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 24. Oktober 1844, ebd., S. 162–164 (Nr. 155), hier: S. 163.

hältnisse zurück, wie auch Mörike selbst – ähnlich wie Strauß – an den »wunderlichen Fäden« der Faktizität seines Subjekts hängt,<sup>70</sup> Marionette seiner Stimmungen. Denken Sie an das Gedicht *Verborgenheit*:

Laß, o Welt, o laß mich sein!  
Locket nicht mit Liebesgaben!  
Laßt dieß Herz alleine haben  
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,  
Es ist unbekanntes Wehe;  
Immerdar durch Thränen sehe  
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,  
Und die helle Freude zücket  
Durch die Schwere, so mich drücket  
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!  
Locket nicht mit Liebesgaben,  
Laßt dies Herz alleine haben  
Seine Wonne, seine Pein!<sup>71</sup>

Trotz mancher Kritik etwa am Unzusammenhängenden des *Stuttgarter Hutzelmännleins* habe Mörike »keinen treueren Anhänger und Verbreiter seiner Poësie als mich«,<sup>72</sup> versichert Strauß. Wenn er sich auch wie Mörike in die *Verborgenheit* zurückzieht und individuelle Anlagen bei sich vermutet, so haben wir doch die Symptome der Zeit an ihm wie an den so weit voneinander abstehenden Figuren Heine und Mörike erkennen können, wobei es wie gesagt auf einen Vergleich der poetischen Qualität keineswegs hinauslaufen sollte. Es ist die Zeit, in der eine zwischen Individual- und Unendlichkeitsperspektive seit der Renaissance gespannte Denkform und Kultursystemkompetenz<sup>73</sup> nach der durch Herder und Kant vollzogenen kopernikanischen Wen-

<sup>70</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 11. April 1842 (s. Anm. 68), S. 130.

<sup>71</sup> Eduard Mörike: *Verborgenheit*, in: ders.: *Werke und Briefe*, Bd. 1: *Gedichte. Text*, hg. von Hans-Henrik Krummacher, Stuttgart 2003 (Historisch-kritische Gesamtausgabe), S. 171.

<sup>72</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 28. November 1871, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 532 (Nr. 544).

<sup>73</sup> Ulrich Gaier: *System des Handelns. Eine rekonstruktive Handlungswissenschaft*, Stuttgart 1986, S. 425–441.

dung des Denkens zurück auf sich selbst, auf die Erkenntnis seiner formalen Möglichkeitsbedingungen und zugleich der Unerkennbarkeit der Bedingungen seines Vollzugs, in die sich selbst blockierende Agonie zwischen Reflexionszerfressenheit und Erfahrung undurchdringlicher Faktizität von Subjekt und Objekt gerät. Lebensüberdruß, Weltschmerz, die sich selbst immer wieder ironisch in Frage stellenden »wissenschaftlich-künstlerischen Maulesel« sind Erscheinungsformen dieses Zerfalls. In der Musik stehen dafür der Zerfall der Tonalität bei Liszt und im Tritonus Wagners, in der Malerei der Zerfall der Gegenständlichkeit und Perspektivität im Impressionismus, in der bildenden Kunst und Architektur die Stilmischung von Neoromanik, Neogotik, Neobarock bis hin zum Jugendstil.

»Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg«

Hatte er ein wissenschaftliches Werk beendet oder war überhaupt eine Phase der Erschöpfung eingetreten,<sup>74</sup> suchte Strauß nach einer literarisch-ästhetischen Arbeit; wir haben seine Bitten um Stoff für eine Novelle gehört. Die Freunde wussten da nichts, was ihm schmecken wollte. Wohl schrieb er immer Rezensionen und Kritiken – Bücher, Konzerte und Opern, Gemälde wurden angezeigt oder ausführlicher besprochen, aber auf die Spur seiner größeren wissenschaftlich-künstlerischen Arbeiten brachten ihn erst Schubarts Briefe, die er durch Vermittlung der Freunde zur Bearbeitung und Edition erhielt und gelegentlich durch neue Funde ergänzen konnte:

Die Lectüre fesselte mich so, daß ich alle an Einem Tag las und bis tief in die Nacht dabei sitzen blieb. Es ist doch etwas ganz Anderes, vom Unglück und Leiden gedruckt zu lesen und die Blätter selbst in der Hand zu halten, an denen ein 10jähriger Jammer gleichsam physisch klebt und die Thränen Spuren noch sichtbar sind.<sup>75</sup>

Strauß' Ausgabe ist bis in die jüngste Zeit<sup>76</sup> maßgebende Quelle geblieben, seine Einleitung und seine Kommentare bestimmten das Bild von Schubart als Briefschreiber. Hier wurde Strauß auf ein wissenschaftlich-künstlerisches

<sup>74</sup> Vgl. David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, 3. Februar 1839, in: ders.: *Ausgewählte Briefe* (s. Anm. 1), S. 77 f. (Nr. 58), hier: S. 77.

<sup>75</sup> David Friedrich Strauß an Friedrich Theodor Vischer, 8. April 1843, ebd., 150 f. (Nr. 139).

<sup>76</sup> Christian Friedrich Daniel Schubart: *Briefwechsel. Kommentierte Gesamtausgabe in drei Bänden*, hg. von Bernd Breitenbruch, Konstanz/ Eggingen 2006 (Bibliotheca Suevica, 20).